

Zeitschrift: Aarauer Neujahrsblätter
Herausgeber: Ortsbürgergemeinde Aarau
Band: 66 (1992)

Artikel: Erste Schuljahre in Aarau
Autor: Erismann, Paul
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-558852>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 22.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Erste Schuljahre in Aarau

*Ihr naht euch wieder,
schwankende Gestalten...*
GOETHE

Ab Frühjahr 1916 war ich nach Gesetz schulpflichtig. Die schöne Kindergartenzeit war, zu meinem Leidwesen, endgültig vorbei. Mit der Tante Olga fühlte ich mich aber noch lange verbunden. Mein Heimweh nach ihr blieb mir über Wochen und Monate hinweg erhalten. Denn ich vermißte in der «richtigen Schule» vor allem die vielen Spiele, Lieder und Sprüchlein, die mein junges Leben bereichert hatten. So etwas bot damals eben nur ein Fröbel-Kindergarten.

Im Vorfrühling 1916 wurden wir künftigen ABC-Schützen sowie unsere Eltern durch Inserate zur «Rekrutierung» aufgeboten. Offiziell nannte man das: «Einschreibung der Erstkläßler». Man mußte sich hierfür ins Pestalozzischulhaus an der Bahnhofstraße begeben. Es hieß aber zu jener Zeit noch ganz schlicht «Gemeindeschulhaus» und lag für das damalige Aarau gar nicht so ungünstig. Unsere Bahnhofstraße befand sich erst im Anfang ihrer Entwicklung zur Geschäftsstraße und wies daher noch eine Reihe ländlicher Züge auf, von denen heute nicht mehr viel zu spüren ist. Sie besaß aber bereits einen festen Belag, in welchen man 1901 das Trasse der elektrischen Aarau–Schöftland-Bahn eingelassen hatte, die man in Aarau schlicht «Tram» nannte. Ihre Kopfstation

befand sich auf dem Bahnhofplatz, wo auch die Wynentalbahn ihr Ende hatte. Es waren aber zwei verschiedene Gesellschaften. Die Schöftland- oder Suhrental-Bahn ließ jeweils ihre Anhängewagen auf dem Aargauerplatz (damals Rathausplatz) stehen, und einzig der Motorwagen fuhr am Schulhaus vorbei. Großen Lärm machte er dabei nicht. Sein Tempo war gemächlich, und wenn ein Hindernis auftauchte, betätigte der Wagenführer eine wohltönende Klingel, die nichts Schreckhaftes an sich hatte. Mehr Lärm machten die zahlreichen ein- und mehrspännigen Pferdefuhrwerke. Noch trugen die meisten Fuhrleute ihre angestammten Blusen. Bei jung und alt gefürchtet waren ihre langen Peitschen. Ihr Knallen tönte so laut wie ein Gewehrscuß. Mensch und Tier haßten diesen Lärm, und mit Recht war dieser Unfug polizeilich verboten. Trotzdem wurde man hie und da erschreckt.

Hinter unserm Gemeindeschulhaus beherrschten die Bundesbahnen das Feld. Ihr Betrieb war jedoch für die Nachbarschaft noch einigermaßen erträglich, weil der Fahrplan viel weniger dicht war als heute. Zudem liebten wir Buben die schönen Dampflokomotiven, die einem Tier so ähnlich waren. Am liebsten hätten wir sie gestreichelt. Doch sie waren heiß und abweisend, und man hatte Respekt vor ihnen.

Zur Zeit meines Schuleintritts war die Hauptpost am Bahnhofplatz noch ganz

neu und erst seit einigen Monaten im Betrieb. Das ebenso monumentale Gebäude der Schweizerischen Bankgesellschaft war überhaupt noch nicht vorhanden. Dort lag das idyllische Kern-Gut mit seinem vielen Grün. Und das damalige Hotel Gerber-Terminus sah wesentlich romantischer aus als sein Nachfolger, der heutige «Aarauerhof».

Zwischen Hauptpost und Bahnhof lag, wie heute noch, der Bahnhofplatz, der aber noch nicht der Stadt gehörte. Er hatte daher keinen festen Belag, war uneben und wies zahlreiche Schlaglöcher auf, die sich bei Regenwetter in Tümpel verwandelten. Auch die Kasinostraße hatte teilweise noch ländliches Gepräge. In ihrem stadtnähern Teil stand ein großes Ökonomiegebäude. Heute erhebt sich dort ein Geschäftshaus mit dem Kino Ideal. Das ganze Quartier roch herrlich nach Landwirtschaft. Denn ganz in der Nähe lagen ja auch die Stalungen der Kavallerie, die inzwischen von der Bildfläche verschwunden ist.

So etwa sah die Umgebung unseres Schulhauses damals aus. Das bedeutete für uns AltstadtKinder eine wesentliche Erweiterung von Horizont und Wirkungsfeld.

Die Rekrutierung

Eines Tages zwischen Winter und Frühling rief mich der Vater nach dem Kindergarten zu sich in den Laden, schlug eine unse-

rer damaligen drei oder vier Tageszeitungen auf und zeigte mir ein Inserat. Langsam las er es mir vor, indem er mit dem Zeigefinger den Zeilen nachfuhr. Ich mußte den Text wiederholen. So hatte er schon mehrmals gehandelt, und auf diese Weise lernte ich beinahe spielend Gedrucktes lesen, ehe ich in die «richtige» Schule ging. Andere Väter machten es vermutlich ebenso. Im Inserat stand, daß wir uns an einem bestimmten Samstag nachmittag ins Gemeindeschulhaus zu begeben hätten. Dort finde die Einschreibung der ABC-Schützen statt. Das war eine bewegende Mitteilung.

An jenem Samstag mußte ich mich nach dem Mittagessen umziehen. So ernst nahm man die Schule, daß man sich ihr bei diesem Anlaß nur im Sonntagsstaate zu nähern wagte. An der Hand des Vaters erreichte ich das Schulhaus. Ich hätte natürlich den Weg auch allein gefunden. Doch die Anmeldung hatte durch die Eltern zu erfolgen. Zum erstenmal in meinem Leben betrat ich das mächtige Gebäude. Mir fiel auf, wie schwer die Türen zu öffnen waren. Sie waren eben nicht für Knirpse gedacht. Der Gang kam mir unerhört hoch und weit vor. Besonders Eindruck machten mir die Säulen. Sie waren rosarot bemalt und täuschten Marmor vor. Wenn man daran klopfte, klang es aber hölzern.

Mit andern Leuten noch betraten der Vater und ich gleich das nächste Schulzimmer

zur Linken. Dort unterrichtete sonst jene Lehrerin, die an der Rathausgasse wohnte und die stets etwas an uns Kindern auszusetzen hatte, wenn sie uns auf der Gasse beim Spielen antraf. Wir liebten sie nicht, und da ihr im neuen Schuljahr wiederum eine erste Klasse zugeteilt war, hofften der Vater und ich inständig, dass dieser Kelch an uns vorübergehen möge.

In ihrem Schulzimmer stießen wir aber jetzt auf einen weißhaarigen Mann mit markantem Kopf, eifrig mit Einschreiben beschäftigt. Ich hatte ihn schon oft in der Stadt angetroffen. Es war Rudolf Hunziker-Baumberger. Er wohnte an der Pelzgasse und genoß den Respekt der ganzen Bevölkerung. Er gehörte einer Lehrergeneration an, die nun schon seit Jahrzehnten ausgestorben ist. Die großen Schüler hatten ihm einen an sich harmlosen Übernamen gegeben, der mir bekannt war. In meiner begreiflichen Aufregung sagte ich ihm diesen bei der Begrüßung, was dem Vater peinlich war. Doch Herr Hunziker nahm es mir nicht übel und mußte sogar lachen.

Es war ein ständiges Kommen und Gehen von Kindern und Erwachsenen; an ein richtiges Gespräch mit dem abtretenden Rektor Hunziker, zu dem mein Vater auch einmal in die Schule gegangen war, konnte daher nicht gedacht werden. Nachdem unsere Formalitäten erledigt waren, zogen wir wieder heimwärts, überquerten die Kasinostraße und zielten die Sattlerei Hä-

feli auf der andern Seite an. Dort stand nämlich tagsüber ein ausgestopftes Pferd auf dem Trottoir, das die Kinder anlockte. Man hatte keine Angst vor ihm, es konnte ja nicht ausschlagen. Sattler Häfeli hatte übrigens meinen prächtigen Schulthek von Hand angefertigt, dessen Deckel mit einem echten Seehundsfell überzogen war, auf das die ganze Familie stolz war. Dieser mein erster Thek war denn auch nicht umzubringen, so daß wir ihn guten Gewissens nach etwas mehr als acht Jahren einer bedürftigen Familie schenken konnten, die dann ebenfalls stolz auf ihn war.

Der Start

Auch am ersten Schultag, einem Montag, begleitete mich der Vater. Denn nun sollte auskommen, welcher Lehrkraft ich zugeteilt worden war. Im untersten Schulhausgang, den ich ja schon kannte, wimmelte es von großen und kleinen Menschen. Es ging zu wie in einem Bienenstock. Das Gesummse war mächtig. Alles war aufgeregt. Buben und Mädchen trugen saubere Ärmelschürzen, und die Zöpfe der Mädchen waren mit farbigen Haarbändern geschmückt, so daß der Gang einem Blumengarten glich. Der Schuleintritt galt allgemein als ein wichtiges Ereignis im Leben von Kindern und Eltern, sah man doch damals noch in der Schule eine allmächtige Einrichtung, die groß und klein

beherrschte und das unbestrittene Monopol auf dem Gebiete der Volksbildung besaß. Sie war noch konkurrenzlos und beinahe unangreifbar, die jeweilige Lehrkraft ein schicksalhaftes Wesen.

An meinem ersten Schultag und noch viel später gab es in den langen Mittelgängen unseres Schulhauses den Wänden entlang Sitzbänke. Eine solche bestieg nun mit fast jugendlichem Schwung der alte Rudolf Hunziker, hielt eine kurze schriftdeutsche Ansprache an die Großen und las dann in alphabetischer Reihenfolge uns Erstkläßler ab, zugleich auch den Namen der zukünftigen Lehrkraft nennend. Es herrschte große Spannung. Da der Buchstabe E zu den vordern im ABC gehört, mußten der sichtlich aufgeregte Vater und ich nicht lange warten. Der Atem stockte mir, als zu hören war: «Erismann Paul – zu Herrn Zulauf!» Ein Stein fiel uns vom Herzen.

Mit andern zusammen liefen wir ins nahe Ostparterre. An der Türe des zweitletzten Zimmers stand der Name meines Lehrers angeschrieben. Heinrich Zulauf war erst wenige Monate vorher nach Aarau gewählt worden und war daher für die meisten ein völlig unbeschriebenes Blatt. Der Vater aber vermochte sich noch an die letzte Gemeindeversammlung und an Zulaufs Wahl zu erinnern und hatte Vertrauen zu diesem Lehrer. Ich schloß mich ihm gefühlsmäßig sogleich an.

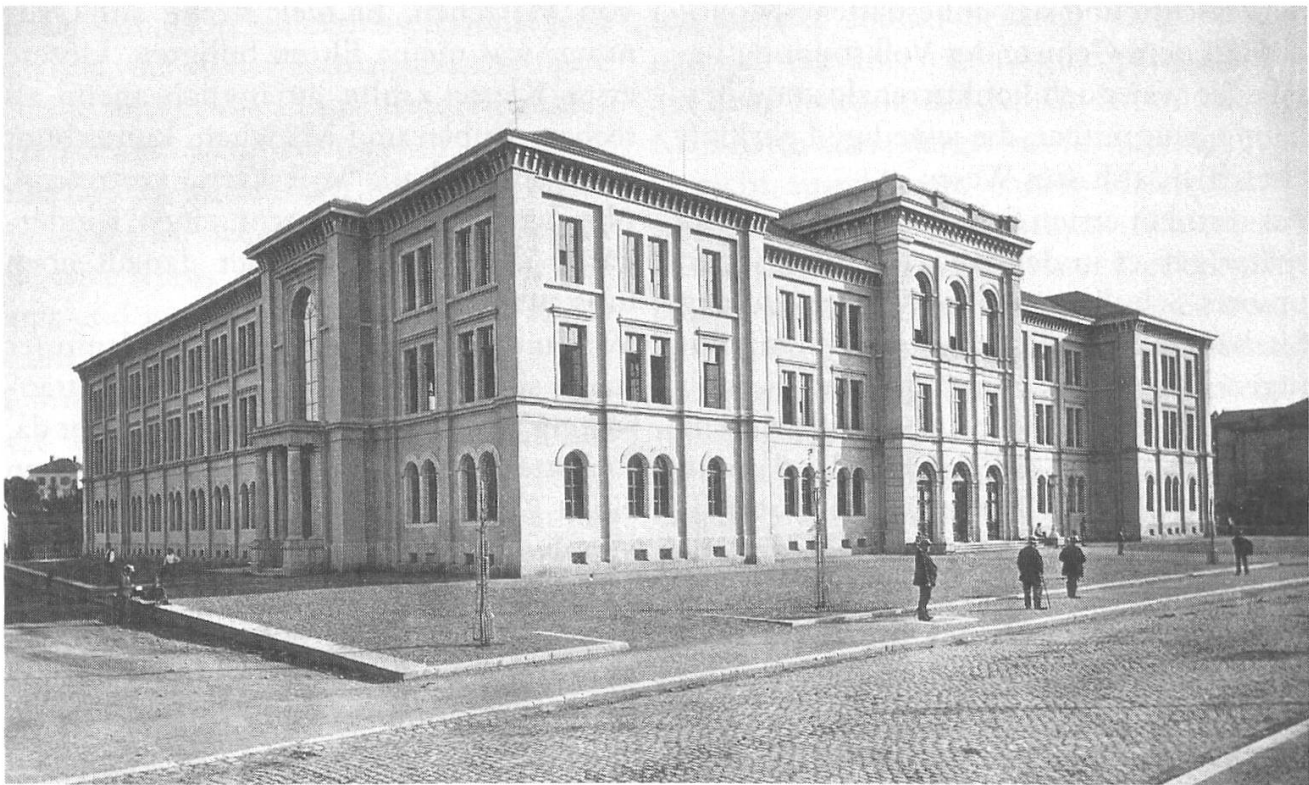
Wir wurden nicht enttäuscht. Zulaufs Unterrichtsstil war unkompliziert und frei

von Mätzchen. Er hielt streng auf Ordnung, was meine Eltern billigten. Unsere erste Klasse zählte anfänglich mehr als sechzig Buben und Mädchen, kunterbunt gemischt und alle Volkskreise vertretend. Nur wenige hatten zuvor einen Kindergarten besucht, weil dieser damals noch umstritten war.

Vor unserm zukünftigen Schulzimmer staute sich die Menge. Zu meiner Enttäuschung war aber Herr Zulauf gar nicht da. Er hatte in den kommenden vier Wochen einen Kollegen zu vertreten. Seine Stelle versah vorübergehend eine junge, nette Verweserin, zu der ich sogleich eine Zuneigung faßte. Seltsamerweise vergaß ich aber später ihren Namen; ich konnte ihn jahrzehntelang nicht mehr finden. Erst im Zusammenhang mit den vorliegenden Zeilen kehrte er wieder in mein Gedächtnis zurück: Es muß sich um Fräulein Carolina Rey gehandelt haben, die Tochter des Ehepaars Rey-Ranuzzi. Der Vater war Kantonsschullehrer und die Mutter eine höchst originelle Frau, an welcher die ganze Stadt Freude hatte.

Unsere Lehrerin wies jedem von uns einen Platz an. Es war dies gar nicht so einfach. Doch schließlich gelang es, Ruhe und Ordnung herzustellen. An Einzelheiten erinnere ich mich nicht mehr. Zu vermuten ist aber, daß wir zuerst einmal das Still- und Geradesitzen zu lernen hatten. Auch mit den Beinen durfte man nicht «bambeln». Mir fiel dies alles nicht schwer. Ich

1 Das Aarauer Gemeindeschulhaus (Pestalozzischulhaus) nach seiner Vollendung 1875. Der Bauplatz war von einem edelmütigen Mitbürger geschenkt worden. Ein anderer steuerte an die Baukosten eine namhafte Summe bei, so daß sich die Stadt nun eine wirklich großzügige Schulanlage leisten konnte. Man beachte auch die Pflasterung unserer damaligen Bahnhofstrasse. (Photo Stadtmuseum Alt-Aarau)



hatte es bei Tante Olga gelernt. Die Arme hielt man vor der Brust verschränkt. Anders wäre ein fruchtbringender Unterricht mit einer solch großen Schar gar nicht möglich gewesen.

Wir saßen in alten, arg mitgenommenen und schwer beweglichen Zweierbänken mit schrägen Schreibflächen, woran wir uns alle zuerst gewöhnen mußten. Unser Zimmer war bis fast an die Wände mit Kindern angefüllt. Die Gänge zwischen den Bankreihen waren schmal – viel Bewegungsraum hatten wir nicht.

Wenn wir durch die Fenster schauten, er-

blickten wir jenseits der Bankstraße den Park der Kantonalbank. In dessen Mitte gab es ein Weiherlein mit Springbrunnen. Bäume und Sträucher hatten ihren schönsten Frühlingsschmuck angelegt.

Mehr noch als dieser herrschaftliche Garten fesselte mich aber die nahe Eisenbahn. Von meinem günstig gelegenen Platz aus sah ich fahrende und stehende Züge wenigstens portionenweise. Ich hörte die Lokomotiven fauchen und schnauben und vernahm natürlich auch die vielfältigen Piffe und Glockentöne samt den Zurufen des Personals. Denn die Eisenbahn von

damals war mit vielerlei Geräuschen verbunden. Und bis ins Zimmer war der Geruch des Lokomotivenrauchs wahrnehmbar.

Erstes Schreibwerkzeug

Was wir in den ersten Tagen und Wochen in der Schule getan haben, ist mir im einzelnen nicht mehr gegenwärtig. Es ist aber leicht vorstellbar, daß uns Fräulein Carolina schon bald die damals unumgänglichen Schiefertafeln und Griffel ausgeteilt haben wird. Diese Tafeln kennen heute wahrscheinlich nur noch die Jasser. Sie hatten hölzerne Rahmen und waren auf der einen Seite rot gehäuselt und auf der andern ebenso rot liniert. Sie hatten für uns Kleine den Vorteil, daß alles darauf Geschriebene mit einem nassen Schwämmlein wieder gelöscht werden konnte. Zugleich sparte man damit eine Menge Papier, was in jener Kriegszeit bitter nötig war.

Diese unsere Tafeln hatten aber den Nachteil, zerbrechlich zu sein. Es brauchte eine solche nur zu Boden zu fallen, und schon war das Unglück passiert. Die Schule nahm uns dies sehr übel und betrachtete ein solches Vorkommnis als Vergehen, das nach Strafe rief. Der Rand der Tafel war aus hellem Naturholz und mußte jeweils über den Sonntag mit Seifenwasser gereinigt werden, was einmal mehr Sache der

Mütter war. Am Montag morgen waren die meisten Tafelrahmen blitzsauber. Anders war kein Einer in «Ordnung und Reinlichkeit» zu erreichen. Die Eins war die beste Note, die Fünf die schlechteste. Zeugnisse gab es viermal im Jahr. Es waren dies noch echte Quartalszeugnisse. In späteren Jahren wurde hierin stark abgebaut. Das Schreiben mit dem Schiefergriffel erzeugte naturgemäß Geräusche, die man auf verschiedene Arten variieren konnte. Findige Schüler brachten es so zu lustigen Kratzkonzerten, die jedoch – zu unserm Leidwesen – verboten waren. Dennoch kam es fast täglich dazu. Auch das «Knödlmachen» war untersagt. Viele (darunter auch ich) versteiften trotzdem ihren rechten Zeigfinger, weil es anders einfach nicht ging. Die Zunge durfte ebenfalls nicht herausgestreckt werden, und wer den Kopf zu tief neigte, bekam ein Lineal untergestellt.

Fibel und Deutsche Kurrent

Nach den Tafeln und Griffeln dürfte unser Fräulein Carolina eines Tages auch die Lesebücher ausgeteilt haben. Nicht alle Schüler werden dabei ein ganz neues erhalten haben. Denn Sparsamkeit war auch hier höchstes Gebot, und bevor ein Lehrmittel nicht auseinanderfiel, wurde es nicht ersetzt. Die Schulpflege wachte darüber, daß nichts vergeudet wurde.

Das erste Lesebuch heißt man «Fibel». Unsere Aargauer Fibel von damals habe ich in bester Erinnerung, und ich lese noch heute gern in ihr. Sie ist in Deutscher Kurrentschrift («Spitzschrift», «Gotisch», «Fraktur») gedruckt. Heute wird diese nicht mehr geschrieben und kann daher von vielen Leuten gar nicht mehr gelesen werden.

Die Verfasserin unserer Fibel, Mathilde Jehle, lernte ich in spätern Jahren als Frau Dr. Lejeune-Jehle, Kölliken, persönlich kennen. Sie freute sich stets, wenn ich auf ihr Lesebuch zu sprechen kam. Den Illustrator, Eugen Steimer, kannte ich nur vom Sehen. Seine farbenfrohen Bilder sind keine großen Kunstwerke. Aber sie sind anschaulich und fesselten uns Kinder von Anno dazumal. Unvergeßlich sind mir geblieben: das Auto mit den lustigen Äfflein hintenauf, der Hühnerhof, die Postkutsche (sie war damals noch in Aarau im Original zu sehen), der Fischer mit dem Finken am Angelhaken und andere mehr. Sie wiesen pädagogisch geschickt immer auf einen neu zu erlernenden Buchstaben hin und gaben Anlaß zum Sprechen und Erzählen, wobei wir Schüler ganz ahnungslos darüber waren, daß eben damals unter der Lehrerschaft erregte Diskussionen über einen Wechsel in der Methode des Leseunterrichtes im Gange waren. Das Volk nahm wenig oder gar keine Kenntnis davon, auch meine Eltern nicht. Es gab zu jener Zeit Weltbewegenderes zu diskutieren als solche schulmeisterlichen Streitigkeiten:

Krieg, Grenzbesetzung, Arbeitslosigkeit, Grippe, Teuerung und so fort. Schließlich gewannen die Neuerer die Oberhand. Als die Entscheidung endlich fiel, hatte meine Generation aber die Primarschuljahre bereits weit hinter sich gelassen.

Mein Lehrer

Heinrich Zulauf hatte zuvor an der Erziehungsanstalt Effingen gewirkt, war im Dezember 1915 nach Aarau gewählt worden und trat seine neue Stelle bei uns schon im Januar 1916 an. Sie war gewiß besser bezahlt als jene in Effingen. Die Lehrerbesoldungen waren damals fast von Ort zu Ort verschieden und wurden noch nicht vom Kanton, sondern von der Gemeinde ausgerichtet. Einzig die Rahmenbesoldungen waren gesetzlich abgesteckt. Das Minimum lag lange Zeit bei 1400 Franken pro Jahr. Damit konnte man wahrhaftig auch damals nicht weit springen. Landwirtschaft und andere Nebenverdienste mußten zur Ergänzung beigezogen werden. Einheiratung in eine begüterte Bauernfamilie konnte ebenfalls von Nutzen sein. An vielen Orten sollen überdies die Lehrerlöhne nur vierteljährlich ausbezahlt worden sein. Da und dort ging es noch länger, bis der «Zapfen» endlich kam. Dies führte dazu, daß sich viele Lehrer andauernd in gereizter Stimmung befanden, was sich sowohl daheim wie in der Schul-

stube fatal auswirken konnte. Die Städte standen finanziell besser als die Dörfer, und darum vermochten sie es, den Lehrern zusätzlich noch Ortszulagen auszuzahlen, was den Drang nach der Stadt erhöhte. Aarau litt in jenen Jahrzehnten nie unter Lehrermangel, tüchtige Kandidaten waren stets mehrere vorhanden. Doch Stadtrat und Schulpflege nahmen es mit der «Musterung» genau. Die Wahlen wurden jeweils an den Gemeindeversammlungen im Saalbau vorgenommen, wo zudem jeder Bürger das Recht hatte, noch eigene Vorschläge zu machen. Dies geschah zuweilen, doch meistens erfolglos.

Mit Heinrich Zulauf zusammen war noch ein etwa gleichaltriger Kollege aus dem Seetal in die engste Auswahl gekommen. Probelektionen sollten die endgültige Entscheidung bringen. Beide Kandidaten taten zu jener Zeit als junge Offiziere Aktivdienst im Berner Jura. Sie reisten zum bevorstehenden Ausstich gemeinsam in den Aargau und wollten sich im Zug auf ein einheitliches Tenue einigen. Sie blieben uneinig. So erschienen sie denn in unterschiedlicher Aufmachung vor den Behörden: Zulauf in schlichtem bürgerlichem Zivil, der andere jedoch in Ausgangsuniform und mit allem, was damals dazu gehörte. Entsprechend war auch sein Auftreten. Zulaufs schlichtes Wesen in Erscheinung und Unterricht soll einen guten Eindruck hinterlassen haben, während dem Mitbewerber gerade das Tragen der Offiziers-

uniform als Unkorrektheit angelastet wurde. So gewann Zulauf das Rennen, und ich kam so zu einem Lehrer, dem ich viel zu verdanken habe und zu dem ich dann während fünf Jahren mit Begeisterung in die Schule gegangen bin.

Am Ende der fünften Klasse, im Frühling 1921, wollten meine Eltern dem Lehrer eine kleine Anerkennung zukommen lassen und hatten hierzu eine Schwarzwäldenuhr, die gut zu Zulauf paßte, ausersehen. Er aber weigerte sich anfänglich strikte, das Geschenk anzunehmen. Wir mußten es ihm förmlich aufdrängen. Als er dann unsern Laden verließ, fügte er noch bei: «Aber sägeds jo niemerem!»

Schule im Alltag

Das Lesen von Gedrucktem bereitete mir und auch andern keine besondere Mühe. Mit dem Schreiben jedoch ging es nicht so einfach. Denn man mußte damals die Schrift nicht nur formal beherrschen, nein, sie mußte auch *schön* sein. Unsere Deutsche Kurrent war diesbezüglich anspruchsvoll. Sie unterschied nämlich genau zwischen Haar- und Schattenstrichen: aufwärts ohne Druck, abwärts mit Druck. Das ergab mit der damaligen gespaltenen Stahlfeder von selber «Haar» und «Schatten». Mit Griffel und Bleistift war es noch schwieriger. Nur gab es dann wenigstens keine «Tölggen».

Die ersten Versuche stellte man, um jegliches Geschmier zu vermeiden, mit dem Griffel auf der Schiefertafel an. Alle mußten dabei rechts schreiben, Linkshänder galten als anormal und wurden durchs Band weg gezwungen, sich umzustellen. Ungefähr mit Beginn der zweiten Klasse versuchte man es mit der Feder auf liniertem Papier. Es gab zweierlei Federn: «Rösli» und «Tannli». Die korrekte Federhaltung mußte besonders geübt werden. Führte man die Feder falsch, so kratzte sie, manchmal spritzte es sogar, und man war blamiert.

Jede Schulbank wies zwei einglassene Tintenfässer auf, die mit metallenen Schiebedeckeln verschlossen werden konnten. Der heutige Kugelschreiber war noch lange nicht erfunden. Den Finessen der Deutschen Kurrent wäre man mit ihm auch nicht beige gekommen. Vorn im Schulzimmer, neben dem gesetzlich vorgeschriebenen Spucknapf, stand die große Tintenflasche. Mit dieser wanderte der Lehrer von Zeit zu Zeit durch die Bankreihen und füllte die Fäßlein der Schüler nach. Kein Tropfen durfte dabei verlorengehen.

Wenn fertig geschrieben war, mußte jeweils die Feder mit dem Tintenlappen getrocknet und gesäubert werden. Die ersten Schreibversuche mit Tinte fielen naturgemäß noch unbefriedigend aus. Dies war nicht anders zu erwarten. Es gab «Tölggen» und «Schnäuze», die bei den meisten

Schülern aber bald verschwanden. Der Gebrauch der damals rosaroten Löschblätter mußte besonders geübt werden. Sonst entstand auch durch diese ein Geschmier, das üblicherweise Tränen im Gefolge hatte. Wenn es oft passierte, wurde auch der Lehrer ärgerlich.

Bei diesem straffen und minuziösen Schreibunterricht war das Vorschreiben des Lehrers an der Wandtafel und im Heft wichtig. Heinrich Zulauf nahm es damit vorbildlich genau.

An der Stirnwand des Schulzimmers befand sich die mächtige Zugwandtafel. Davor baute sich ein mehrstufiges hölzernes Podium auf, das mich immer an eine Theaterbühne erinnerte. Auf diesem aber stand auch das Lehrerpult, möglichst nahe beim Fenster. Auch es war abgeschrägt. Sein Deckel ließ sich leicht heben. Wenn ihn der sitzende Lehrer mit dem Kopf abstützte, konnte er im Innenraum tun und lassen, was er wollte – die Schüler sahen nichts davon.

Dies benützte in einem Nachbardorf von Aarau ein Lehrer dazu, im Pult während des Unterrichts Znüni oder Zobig zu nehmen und dazu einen Schoppen Wein zu genehmigen. Wenn die Schüler mit der Zeit unruhig wurden, ließ er einfach den Pultdeckel fallen. Der Knall erschreckte die Kinder, und sie verhielten sich wieder still.

Mit Schönschreiben wurden wir fast täglich beschäftigt. Dies lag im Zuge der Zeit.

In jedem Geschäft, in jeder Kanzlei, auf jeder Bank brauchte man Kalligraphen, und darauf konnte in der Schule nicht früh genug vorbereitet werden. In unsern Archiven ruhen noch zahlreiche Dokumente und Protokolle, die von dieser einstigen Schriftkultur zeugen. Sie sind geschrieben «wie gestochen».

Mit dem Abschluß der vierten Primarklasse war der Lehrgang der Deutschen Kurrent beendet. Nun wurden wir mit der Antiqua, der «lateinischen Schrift», vertraut gemacht. Diese brauchte man später im Französischunterricht. Denn für romanische Sprachen ist die Deutsche Kurrent nicht geeignet.

Als ich auch die Antiqua einigermaßen beherrschte, durfte ich für den Vater den ersten Geschäftsbrief schreiben – eine Bestellung von Bijouteriewaren beim Grossisten in Basel. Die Ware traf postwendend bei uns ein. Dabei lag ein Gratulationsbrief des Patrons, in welchem ich hoch gelobt wurde, was mich ganz stolz machte.

Selbst die Herren der Schulpflege griffen aktiv ein, wenn es galt, das Schönschreiben zu fördern. Präsident dieser Behörde war damals ein im Adelbändli wohnender Pfarrer, ein allgemein geachteter Mann. Er machte fleißig Schulbesuch und war über alles im Bild. Fast täglich begegnete man ihm im Schulhaus, wo er auch ganz diskret die Präsenz der Lehrerschaft prüfte.

Wenn er zu uns kam, mußten wir fast immer auch schreiben. Dabei beobachtete

er unsere Haltung und wanderte dabei unablässig zwischen den Bankreihen auf und ab. Denn er war noch von der ganz alten Schule. Keiner durfte den Zeigefinger verkrampfen und das «Knödli» machen. Wenn der Herr Pfarrer eines entdeckte, tippte er wortlos mit einem Lineal darauf, das er stets mit sich führte, und verzog mißbilligend seine Miene. Dann wußten wir Bescheid und fügten uns. Wenn er vorbei war, kamen die «Knödli» wieder zum Vorschein. Ohne konnte auch ich nicht schreiben.

Dieser Mann war ein ausgesprochen «würdiger Greis», wie es damals in Aarau mehrere gab. Seine Haare waren schneeweiß und sorgfältig gepflegt; hinten im Nacken waren sie nach uralter Mode gerollt. Als ich diese Haartracht einmal zu Hause bewundernd schilderte, lachte der Vater verschmitzt und sagte: «Wenn diese Haare echt sind, will ich sogleich Meier heißen!» Er hieß aber nie Meier.

Der Samichlaus

In meinen ersten zwei Primarschuljahren gab es am Lehrerinnenseminar im Zelgli-schulhaus noch keine Übungs- oder Musterschule. Die Seminaristinnen kamen als angehende Lehrerinnen zum Unterrichten jede Woche ins Schulhaus an der Bahnhofstraße. Ihr Pädagogiklehrer und Seminar-direktor war Jakob Suter, einer der großen

aargauischen Schulmänner vergangener Tage. Er inspizierte die Lektionen der künftigen Lehrerinnen. Wenn sie bei uns waren, hatte Herr Zulauf frei. Und wir Schüler hatten es bei den manchmal noch etwas unbeholfenen Töchtern ebenfalls schön. Man trieb immer ein wenig Späßlein mit ihnen. Nur wenn Herr Suter anwesend war, gebot uns der Respekt, brav zu sein.

Unser kleinster Mitschüler hieß Köbeli. Er war wendig wie ein Wiesel, konnte auf den Händen laufen und das Rad schlagen und war zudem auch leichtgläubig. Der eben erwähnte Jakob Suter trug einen stattlichen weißen Vollbart und war ebenfalls ein «würdiger Greis». Einmal vor der Nachmittagsschule mit den Seminaristinnen redeten wir Köbeli ein, der alte Mann, der jetzt dann irgendwann zu uns kommen werde, sei niemand anders als der berühmte Samichlaus aus dem Schwarzwald. Er solle ihn doch einmal persönlich begrüßen.

Im Laufe der ersten Lektion trat Herr Suter wirklich bei uns ein. Wir erhoben uns, wie es einst in der Schule der Brauch war. Köbeli huschte inzwischen durch die Bankreihen, reichte dem großen Jakob die Hand und sagte ganz treuherzig: «Grüß di, Samichlaus. Gäll, du machsch is nüt?» Dem angesprochenen Herrn Suter verschlug es zuerst die Sprache, und es war einen Augenblick ganz still im Schulzimmer. Dann konnten wir Schüler aber das

Lachen nicht mehr länger verbeißen. Herr Suter stimmte mit ein und strich Köbeli freundlich übers Haar.

Als ich viele Jahre später diesen inzwischen zu einem kräftigen Mann herangewachsenen Köbeli auf der Straße traf und ihn an dieses Intermezzo erinnern wollte, wußte er davon nichts mehr. Es hat sich aber alles so zugetragen, wie es hier geschildert ist.

Fremde Vögel

Man weiß zur Genüge, daß im Sommer 1914 der Erste Weltkrieg ausbrach. Er dauerte bis in den Herbst 1918. Da Aarau ein großer Mobilmachungsplatz war, brachte das Militär in unsere Stadt und ihre Schulen viel Unruhe, für uns Kinder aber auch eine Menge Abwechslung. Die Schweizer Armee blieb für die ganze Dauer des Krieges mobilisiert. Das «zweifarbige Tuch» war aus unserm Straßenbild während Jahren nicht mehr wegzudenken. Den damaligen General Wille traf man oft in Aarau an. Mit der Zeit verschwanden die bunten Uniformen, und immer mehr kam das eintönige Feldgrau auf, und ganz am Schluß erschienen sogar die ersten Stahlhelme und ersetzten die lustigen Tschakos mit ihren farbigen Pompons. Dies alles und dazu der zeitweilige Kanonendonner aus dem Elsaß beschäftigte uns Buben mächtig. Aarau wurde auch zum militärischen Fliegerstützpunkt. Wenn

sich die Doppeldecker bei heiterm Wetter in die Lüfte schwangen, lief alles auf die Straße oder gar in den Schachen, auch wenn man diese Manöver schon oft gesehen hatte. Es war immer wieder aufregend.

Noch aufregender aber war es damals, als eines Tages ein deutsches Militärflugzeug im Neugut (an der äußern Bachstraße) landete. Bei laufendem Propeller sei der Beobachter ausgestiegen, habe den Revolver gezückt und den erstbesten Velofahrer gestellt, um von ihm Auskunft zu verlangen. Denn die Deutschen hatten sich im Nebel verflogen. Nachdem die Auskunft erteilt war, stieg der Deutsche wieder ein, und das Flugzeug brauste davon. All dies hatte sich innert wenigen Augenblicken abgespielt. Es war Mittagszeit, und wir Kinder waren zwischen Schule und Elternhaus Augenzeugen, wie das kräftig lärmende Flugzeug mit seinen großen schwarzen Hoheitszeichen dicht über den Dächern der Altstadt dahinstrich.

Ein andermal sah sich ein italienisches Wasserflugzeug gezwungen, bei Aarau auf der Aare zu landen, weil ihm der Treibstoff ausgegangen war. Die Nachricht davon verbreitete sich mit Windeseile, und alles lief in die Telli und ans Aareufer unweit der Suhremündung. Eine große Volksmenge fand sich dort ein und harrte der kommenden Dinge. Die Besatzung wurde interniert, konnte aber anderntags wieder weiterfliegen. Abermals hatte sich dies in der

Stadt herumgesprochen, und daher war beim Start viel Volk zugegen, darunter zahlreiche Schulbuben, die ja bei solchen Anlässen immer die Nasen zuvorderst haben müssen. Die Motoren surrten gewaltig, und das Wasser spritzte hoch auf – ein unvergeßlicher Anblick, der mich bis in die Träume hinein verfolgte.

Bewegte Zeiten

Mit dem Vierzehnerkrieg, wie er damals vom Volke genannt wurde, kehrten aber auch vielerlei Nöte bei uns ein. Eine der schlimmsten war die *Kohlennot*. Schon bald bekam sie hoch und niedrig zu spüren. Zwar im Haushalt konnte man es bei der traditionellen Holzfeuerung belassen, wenn auch hier Sparsamkeit immer mehr zur höchsten Tugend wurde. Doch die Heizung der großen Gebäude und Betriebe wurde stets schwieriger. Und auch zur bürgerlichen Raumheizung mußten immer mehr «Turben» (Torf) verwendet werden, die aber beträchtliche Nachteile hatten. Sie stammten aus unsern damals noch häufigen Moorgebieten und hinterließen mit der Zeit einen intensiven Geruch, der kaum mehr zu vertreiben war. Wegen dieser Kohlennot mußten auch die Öffnungszeiten der Läden drastisch verkürzt werden: Statt – wie gewohnt – bis um halb zehn Uhr abends, durften die Detailgeschäfte nur noch bis sieben offen

sein. Hernach war Schluß, was für die damaligen Menschen eine einschneidende Maßnahme war, weil sich dadurch die altvertrauten Konsumgewohnheiten drastisch änderten. Das Offenhalten der Läden an Sonntagen wurde gänzlich untersagt. Zum Spaziergehen hatte man nun viel mehr Zeit als vorher.

Für uns Schüler jedoch hatte diese Kriegszeit auch ihre schönen Seiten: Wenn in Aarau Truppen mobil machten, brauchte man hiezu die Schulhäuser und Turnhallen und dazu oft noch den Saalbau. Dies bedeutete, daß wir jeweils tagelang frei hatten und uns dann inmitten der Soldaten tummeln konnten, wo immer etwas lief. Am meisten zogen uns die vielen Pferde an, die es damals noch beim Militär gab. Denn die Motorisierung der Armee steckte erst in den Anfängen und war noch unbedeutend. Auch die zahlreichen Militärspiele, die oft unsere Gassen durchzogen und abends Platzkonzerte gaben, übten große Anziehungskraft auf uns aus.

Mußte auch Herr Zulauf, unser Lehrer, einrücken, so durfte ich ihm jeweils – zusammen mit einem Klassenkameraden – sein Offiziersgepäck auf den Mobilmachungsplatz im Schachen befördern. Der Weg von der Florastraße dorthin war weit, woran auch das von uns benützte Leiterwägeli nichts änderte. Diese Wägeli waren einst häufig, viele Familien besaßen eines. Über Nacht standen sie in den Hausgängen.

Wenn wir endlich unser Ziel im Schachen erreicht hatten, war alles schon im Vollbetrieb, auch die unumgänglichen Feldküchen mit ihren langen Kaminrohren. Ihre Rauchwölkchen bildeten einen feinen Nebelschleier, und weithin duftete es würzig nach Suppe und Spatz.

Unsere Soldaten liefen und standen überall frei herum. «Fliegerdeckung» oder Tarnung waren noch unbekannt. Im Gegenteil – man wollte sich zeigen und dadurch eine abschreckende Wirkung auf den möglichen Gegner erzielen.

Platznot im Schulhaus

Um Kohlen im großen zu sparen, schloß die Stadt im Kriegsherbste 1917 das ganze Zelglischulhaus samt Turnhalle und schickte die «Bezler» zu uns an die Bahnhofstraße, wo nun über 1600 Schüler unter dem gleichen Dach zu unterrichten waren. Überfüllung war die Folge. Einzig ein ausgetüftelter Notstundenplan konnte ein Minimum an Unterricht gewährleisten. Jedes Schulzimmer wurde abwechselungsweise von mehreren Klassen benützt. Die Aula wurde mit Holzwänden unterschlagen, so daß drei Mädchenklassen gleichzeitig im Handarbeiten unterrichtet werden konnten. Die freien Nachmittage an Mittwoch und Samstag fielen dahin. Drastisch gekürzt wurden auch die Pausen. Es war ein ständiges Kommen und Gehen im

Schulhaus, und oft dauerte es lange, bis jeder das richtige Zimmer gefunden hatte. Das Turnen spielte sich zur Hauptsache im großen Schulhof ab. Die Bezirksschüler hatten den Vorrang, denn ihr Turnlehrer Ernst Heiniger wußte sich durchzusetzen, und die andern mußten sich fügen. Wenn er, gewöhnlich in Hut und Mantel, Turnen erteilte, schauten wir Primarschüler gern zu. Es wurde damals militärisch straff geturnt. Marsch- und Freiübungen wurden ganz wichtig genommen. Alles lief wie am Schnürchen, und des respektgebietenden Lehrers scharfe Stimme war weithin zu hören. Jede Turnstunde schloß mit dem damals beliebten Barrlauf. Auch die Mädchen, die etwas lockerer gehalten wurden, ereiferten sich bei diesem Spiel. War Heiniger mit dem Einsatz der Buben unzufrieden, dann gab es «Schlauch», und alle bekamen dabei rote Köpfe.

Die einzige Turnhalle, die uns damals zur Verfügung stand, befand sich am nahen Apfelhausenweg. Sie gehörte dem Kanton, und wir Stadtschüler waren darin ohnehin nur geduldet. Sie war klein und häßlich, und zur Winterszeit war es schwer, die beiden gußeisernen Öfen in Betrieb zu setzen. Statt Wärme lieferten sie zumeist bloß Rauch und Gestank. Viele Lehrkräfte zogen es daher vor, statt zu turnen mit der Klasse einen Spaziergang zu machen.

Während der reduzierten Pausen sahen wir die Bezirkslehrer in langen Reihen im Hof dahinwandeln. Die großen Buben kannten

sie und nannten uns ihre Namen: Hirzel, Helbling, Hengherr, Holliger, Schumacher, Siegrist, Frey (diese in doppelter Ausföhrung: Arthur und Guido), von Felten, Döbeli, Hoffmann und so fort. Sie leben längst nicht mehr, machten uns aber damals großen Eindruck und galten auch im Volk als eine Art Halbgötter.

Zeitgemäßer Sportbetrieb

Sport im heutigen Sinn wurde damals ernsthaft nur von wenigen betrieben. Er war noch keine weltumspannende Bewegung, die Millionen in Atem hielt, und bei uns Kindern bildete er noch keinen Gesprächsstoff. Er war eine ausgesprochene Sonntagsbeschäftigung. Die größern Buben «tschutteten» auf Straßen und Plätzen, was aber eigentlich verboten gewesen wäre. Doch schritt die Stadtpolizei meistens nur dann ein, wenn die Nachbarschaft reklamiert hatte.

Recht eigentlich kindertümlich war im Winter das Schlitteln auf den abschüssigen Straßen, deren es in Aarau ja zur Genüge gibt, sodann das Schlittschuhlaufen auf dem Eisweiher im Schachen. Im Sommer ging man baden. Im Aarewäldli, nahe beim Schachen, gab es damals noch viele Weiher und Tümpel. Dort wurde das Wasser schon früh warm, und mit einfachen Schwimmgürteln, die man aus Schweinsblasen selber hergestellt hatte, lernte man

2 Einmündung der Kasinostraße in die Bahnhofstraße nächst dem Schulhaus. Man konnte in den zwanziger Jahren noch mitten auf der Straße gehen. Im Hintergrund links die damalige römisch-katholische Kirche in neu-romanischem Stil. Das Genferhaus (links) sowie das anschließende «Lichtspieltheater» von Georg Eberhardt sind noch ganz neu. Das Straßenbild hat sich seither wesentlich geändert. (Photo Stadtbauamt Aarau)

schwimmen. Das Aarewasser war dann noch sehr kalt und wurde gemieden, bis es um den Maienzug herum ebenfalls wärmer geworden war. Schwimmunterricht

neuen EW-Kanal (für Männer und Knaben). Dort erteilten Badmeisterin Fisch und hier Badmeister Madörin gratis Schwimmunterricht. Diesen benützten in



in der Schule hatten wir praktisch keinen. Die meisten Lehrkräfte mieden eher unsere beiden Badanstalten bei der Kettenbrücke (für Frauen und Mädchen) und am

den Sommerferien viele und hatten Erfolg, so daß die Zahl der hiesigen Schwimmer erheblich war. Wer sich hierin ganz tüchtig fühlte, schwamm frei im Kanal

3 Am westlichen Teil der Bahnhofstraße stand noch lange eine malerische Häusergruppe, die seither von einer modernen Überbauung verdrängt worden ist. Diakonissenstation, Pfarrhaus der Kapelle, «Bürsten-Bär», Papeterie Käser und die bescheidene «Kaffee-Stube» waren jedem Aarauer Kind bekannt. Auch hier war es noch möglich, als Fußgänger die offene Straße zu benützen.
(Photo Stadtbauamt Aarau)

und sogar in der offenen Aare. Von Gewässerverschmutzung sprach niemand, wenn schon die meisten Abwässer gut sichtbar in unsern Fluß geleitet wurden. Ausgespro-

nicht, so daß unsere Schwimmer freie Bahn hatten. Die Kleider ließen sie sich von einem Fuhrmann nachführen. In der Bibersteiner «Aarfähre» traf und erholte



chene Wasserratten taten sich gelegentlich zusammen und schwammen gruppenweise bis nach Biberstein hinunter. Das große Stauwehr im Rüchlig gab es noch

man sich. Dieses einst so bodenständige Wirtshaus wurde von den Aarauern auch bei andern Gelegenheiten gern aufgesucht. Seine Fischküche war berühmt, und unten

auf der Aare fuhr die Fähre auf Wunsch hin und her. Sie wurde von der Wirtsfamilie betrieben. Erst zu Anfang der vierziger Jahre entstand die heutige Brücke.

Endlose Ferien

Während der Kriegsjahre 1914–18 waren, wie bemerkt, Störungen in unserm Schulbetrieb fast etwas Alltägliches: Der Lehrer mußte an der Grenze als Zugführer seine Ablösungsdienste leisten und bedurfte daher jeweils einer Stellvertretung (die stets Frauen besorgten); oder es gab im Schulhaus militärische Einquartierung; oder es wurden wegen ansteckenden Krankheiten ganze Klassen nach Hause geschickt. Der damalige Schularzt, Dr. med. Friedrich Schmutziger, nahm es damit genau und überwachte auch die jeweilige Desinfektion der Schulzimmer gewissenhaft. Es roch nachher noch tagelang darnach.

Ganz schlimm war es, als unser Land von der «spanischen Grippe» heimgesucht wurde. Diese gefährliche, weil oft genug tödliche Krankheit breitete sich epidemisch aus und erreichte im Herbst 1918 ihren Höhepunkt. Es gab keine wirksamen Mittel dagegen. Die Ärzte verschrieben Wickel und Bettruhe und waren sonst so gut wie machtlos. Wenn zur Grippe noch eine Lungenentzündung trat, schwebte der Patient unweigerlich in Lebensgefahr. Die Todesfälle zu Stadt und Land häuften sich

in erschreckendem Maße. Die Totenglocken vernahm man täglich. Die Schulen wurden generell geschlossen, das kulturelle Leben erlosch gänzlich. Dafür begannen für die gesund gebliebenen Kinder «ewige Ferien», im ganzen etwa 16 Wochen.

Mit Hausmitteln versuchten die Leute, dieser Grippe zu begegnen. Als besonders wirksam galten Zwiebel und Knoblauch. Unsere Mutter nähte aus weißem Stoff vier Säcklein, die sie mit zerquetschten Knoblauchzehen füllte. Wir trugen sie Tag und Nacht auf der bloßen Haut. Sie wirkten Wunder – wir alle blieben von der Grippe verschont! Doch roch es in Laden und Wohnung scheußlich, und unsere Kunden rümpften mit Recht die Nase.

Während dieser Epidemie wurde unser Zelglischulhaus in ein Lazarett verwandelt. Denn das Kantonsspital war «ausgebucht». Mehrmals mußte ich für unsern Sanitätswarenhändler Röbi Angst am Hintern Platz Watte und dergleichen ins Zelgli hinaufbringen, wo es heftig nach Desinfektionsmitteln roch. Es sah dort auch wirklich aus wie in einem Spital. Die Ärzte und Schwestern trugen weiße Gesichtsmasken, was beinahe gespensterhaft aussah. Die Eltern verboten mir schließlich diese Botengänge, weil sie Angst hatten, ich holte mir dort – trotz Knoblauch – doch noch eine Grippe.

Schulvergnügen

Wir jungen Aarauer erlebten damals natürlich nicht bloß Not und Leid. Es gab immer wieder Gelegenheit, sich zu freuen und übermütig zu sein. Der Krieg hatte es zwar mit sich gebracht, daß der Maienzug viermal hintereinander ausfiel. Das dadurch eingesparte Geld kam den vielen Bedürftigen in der Stadt zugute.

Die *Schulreisen* hingegen blieben uns erhalten und wurden daher doppelt genossen. Doch auch hier wurde gespart, indem die üblichen und meist schon zur Tradition gewordenen Reiseprojekte drastisch eingeschränkt wurden. Eisenbahnfahrten wurden durch Fußmärsche unterbrochen oder gar ersetzt, was ebenfalls lustig war, wenn es auch (meist gegen Abend) die üblichen Blasen absetzte.

Die untern Klassen waren es sich ohnehin gewohnt, daß ihre Reisen eigentlich bloß verlängerte Spaziergänge waren. Das Essen im Freien bildete wie eh und je das Hauptvergnügen. Was uns die Mütter in die damaligen Botanisierbüchsen gepackt hatten, schmeckte ja auf dem Eppenberg oder auf dem Suhrerkopf ebenso gut wie auf irgendeinem berühmten Berggipfel. War man bei vorgeschrittener Zeit denn doch etwas müde geworden, so empfand man besonders die mit Staub und Kies bedeckten Landstraßen als lästig. Von den heute so beliebten Wanderwegen wußte

man noch wenig, und zudem waren die wenigsten markiert.

Diese kurzen Reisen begann man meist gleich zu Fuß. Startorte waren gewöhnlich die Echolinde oder die Kettenbrücke. In der Regel bildete dann eine kurze Bahnfahrt den Schlußpunkt, zum Beispiel von Schönenwerd nach Aarau, denn wir waren nicht verwöhnt. Im Tunnel beim Gemeindegemeinschaftshaus blieb es im Wagen dunkel. Dann kreischte alles, bis es wieder hell wurde.

In der vierten und fünften Klasse waren die Reiseziele etwas weiter gesteckt. Der Reiner Homberg wirkte auf uns gleich einer Sensation. Man sieht von dort auf zwei Seen, und es gab immer wieder Aarauer Schulkinder, die bei dieser Gelegenheit zum erstenmal einen See erblickten. In der fünften Klasse wurde auf der Baldegg ob Baden abgekocht, was ein zusätzliches Ereignis war. Auf Räten wurden die Kochkessi mitgeschleppt. Die Träger waren besonders stolz. Jedes Kind hatte eine Wurst und einen Maggi-Suppenwürfel mitzubringen. Das Feuer zu besorgen und am Leben zu erhalten, war Sache der Lehrer. Es reisten stets einige Klassen zusammen, weit über hundert Schüler. Einige besaßen bereits Rucksäcke. Die üblichen Botanisierbüchsen verschwanden allmählich. Man schämte sich ihrer.

Das heutige farbenfrohe Wandertenue kannte man nicht. Viele trugen auf der Schulreise das Sonntagsgewand und die

Sonntagsschuhe. Die Lehrer erschienen in Kragen und Krawatte; auch eine gewisse Lehrerin trug den Hut und behielt ihn auf, bis sie abends in ihrem Haus an der Hintern Vorstadt wieder verschwand. Die Lehrer hatten den Spazierstock bei sich. Nachmittags, wenn es heiß wurde, schulterten sie ihn mit angehängtem Kittel. Sonst konnten sie keine Marscherleichterung. Durch die Dörfer zog man mehr oder weniger geschlossen, um allfällige Angriffe der Bauernkinder abzuwehren. Denn zwischen Stadt und Land gab es damals noch beträchtliche Unterschiede und entsprechende Spannungen.

Jedes Aarauer Kind weiß, was der *Bachfischet* ist und was er bedeutet. In meiner Primarschulzeit war er deutlich im Abgang begriffen. Wohl fingen viele Kinder im Restwasser des abgestellten Baches Fische und trugen sie im Kesseli nach Hause. Die Groppen, vor denen ich Abscheu empfand, ergaben das berühmte «Aarauer Groppenbreusi». Wir zu Hause machten keines. Vater und Mutter grauste es, und wir zwei Buben rümpften ebenfalls die Nase. Dafür nahmen wir jeweils am abendlichen Lichterzug teil. Er war damals noch viel kürzer als heute, und mit den Lampions trieben wir keinen Aufwand. Sie waren billig zu haben im «Globus» oder beim Hemmeler in der Hintern Vorstadt. Und am Schluß verbrannten wir sie ohnehin, wenn sie nicht schon unterwegs in Flammen aufgegangen waren. Auch die

Zahl der Zuschauer war bescheidener als heute. Die Tambouren des Kadettenkorps gaben den Takt an. Unter den Toren verführten wir das heute noch bekannte Geschrei. Wenig später verliefen sich die Kinder nach allen Richtungen. Es war wenig Ordnung im Ganzen. Erst von 1923 an wurde hierin Remedur geschafft, indem die Heinerich-Wirri-Zunft die Zügel in die Hand nahm und auch für einen würdigen Abschluß besorgt war, was bis heute geblieben ist.

Erst 1919 gab es wieder einen *Maienzug*. Wir freuten uns alle mächtig, vor allem auf den Umzug. Die Reden an der Morgenfeier verstanden wir noch nicht, und die Spiele am Nachmittag reizten uns wenig. Das Zobig war in jenem Jahr sehr bescheiden und wurde unter Dach und Fach in der Reithalle am Apfelhausenweg abgehalten. Die erträumte Feststimmung wollte sich nicht so recht einstellen, weil das Wetter nicht mitspielte. Zum erstenmal aber durfte ich an jenem Maienzug eine Glace kaufen. Es war dies etwas Neues, das sich bald Bahn brach und heute zur Alltäglichkeit gehört.

Die Bezeichnung «Maienzug» war in jenen Jahren nicht mehr gebräuchlich. Man sagte schlicht und einfach «Jugendfest». Erst mehr als ein Jahrzehnt später griff man auf den altehrwürdigen «Maienzug» zurück. Es brauchte viel, bis man nur schon die Behörden zu diesem Wechsel hatte bewegen können.

Noch schwerer fiel es den Geschäftsleuten, das Wort «Jugendfest» hinfort zu meiden und in den Inseraten «Maienzug» setzen zu lassen. Dann aber war man noch in der Schreibweise unsicher.

Die Frage lautete: «ei oder ai?» Der Sieg gehörte der «ai-Partei», und seit rund sechzig Jahren heißt es eindeutig: Maienzug.

Ausklang

Ein Dorf-Korrespondent schrieb einmal in einer unserer Tageszeitungen: «Über die Gemeinde St. gäbe es noch viel zu berichten.» Ich schließe mich dem Mann an und füge bei: «Auch über die Gemeinde Aarau wäre noch viel zu berichten.»

On verra.